

Die Stiftung Dokumentations- und Forschungszentrum des Deutschen Chorwesens in Feuchtwanen



Festhalle des Würzburger Sängersfestes von 1845

Das Singen gilt gemeinhin als die unmittelbarste Art des Musizierens, weil sein Instrument, die menschliche Stimme, Teil des Menschen selbst ist. Im Gesang verbindet der Mensch Sprache und Melodik. Er äußert Gedachtes und Gefühles in sprachlichen und nichtsprachlichen Sinnsystemen. Die Informationsvermittlung auf zwei Ebenen schafft Resonanz. Gemeinschaft kann entstehen. Im günstigsten Fall sogar gemeinsamer Gesang – ein Chor bildet sich. Der ist bekanntermaßen aber keine Erfindung der Neuzeit. Schon der antike Choros wußte auf seine Art Gemeinschaft zu erzeugen.

Unsere heutigen Gesangsvereine wurzeln im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert. Allerdings reichen Traditionslinien bis zu den Barden und zu den Minne- und Meistersängern.¹⁾

Die Zeit nach der Französischen Revolution mit ihren geistigen und politischen Veränderungen bot den Nährboden für das Gedeihen eines säkularen Laienchorwesens. Die Befreiungskriege, die Stein-Hardenbergschen Reformen, die Karlsbader Beschlüsse, das Hambacher Fest und die Revolution von 1848 gehören²⁾³⁾ in diesen Kontext. „Der Chorgesang wurde ... als repräsentativer Ausdruck der Emanzipation bürgerlicher Schichten verstanden.“⁴⁾ Er organisierte sich in Vereinen. „Wer nach dem Charakter und der Entwicklung einer modernen bürgerlichen Gesellschaft fragt, sollte sich der Geschichte der Vereinsbildung zuwenden.“⁵⁾ Dieser Hinweis eines Vereinsexperten läßt deutlich werden, daß sich gerade über Vereine Verbindungen und Verflechtungen zwischen Individuum und Gesellschaft vollziehen.

Hier setzt die Stiftung Dokumentations- und Forschungszentrum des Deutschen Chorwesens an. Sie sieht sich zunächst hinsichtlich der schriftlichen, gegenständlichen und audiovisuellen Überlieferung von Gesangsvereinen, aber natürlich auch bei Nachlässen von Chorkomponisten, anderen Persönlichkeiten des Laienchorwesens und Musikwissenschaftlern in der Pflicht. Doch sie beschränkt sich nicht darauf, sondern will dem gesamten Oberlieferungsgut des deutschen Laienchorwesens, das von bleibendem Wert ist, eine Heimat bieten. Ihr Dokumentationsziel besteht darin, die entsprechenden Quellen zu erfassen, zu erschließen und für die wissenschaftliche und private Nutzung bereitzustellen. Damit wird sie zum Partner für alle weltlichen und kirchlichen Chororganisationen im deutschsprachigen Raum.

Die Stiftung nahm ihre Arbeit im Januar 2000 auf. Ihre Vorgeschichte indessen reicht weit zurück.

Am 4. Oktober 1925 wurde das Deutsche Sängermuseum im ehemaligen Kloster bei der Nürnberger Katharinenkirche eingeweiht. Neben musealen Sachzeugen und literarischen Dokumenten fand sich dort kulturgeschichtlich wertvolles Archivgut zum Vereinsleben der Sänger und zum Wirken schöpferischer Musiker. Dazu gesellte sich eine umfangreiche Autographensammlung.

1945 zerbarst das Museum im Bombenhagel. Einige ausgelagerte Restbestände blieben erhalten.

1979 unterbreitete der Gesang- und Musikverein Feuchtwangen den Vorschlag für ein Sängermuseum des Fränkischen Sängerbundes. Die Idee reifte zur Tat: 1985 begann der Umbau des dafür vorgesehenen Gebäudes, 1991 eröffnete der bayerische Kultusminister Hans Zehetmair offiziell das inzwischen fertiggestellte und zweckentsprechend hergerichtete Haus.

In den neunziger Jahren übergaben die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Chorverbände (ADC) und der Deutsche Sängerbund (DSB) Bestände an die Feuchtwanger Einrichtung. Dazu kamen etliche Vereinsüberlieferungen. Nachlässe von Tondichtern erhielten hier ihren Platz. Die durch Kriegsfolgen

dezimierte Autographensammlung des ehemaligen Deutschen Sängermuseums gelangte im Jahre 1997 aus dem Stadtarchiv Essen nach Feuchtwangen. Namen wie Goethe und Schiller, Schubert und Schumann, Bruckner und Reger leuchten da heraus. Nach der politischen Wende 1989/90 entwickelte sich Feuchtwangen auch zum Hort für Archivalien und Literatur aus DDR-Gesangsvereinen und ihrem Umkreis.

Wer um die Vielfalt der Quellen weiß, will sie nicht in einer wissenschaftlichen Schublade ablegen. Der Standort Feuchtwangen geriet ins interdisziplinäre Blickfeld. In Feuchtwangen gibt es kurze Wege von der Musikwissenschaft zur Geschichte, Soziologie und Volkskunde. Wechselseitige Bezüge und Berührungspunkte erweitern Horizonte und geben Gelegenheit zu fächerübergreifenden Studien.

So ist das Feuchtwanger Sängermuseum seinem ursprünglichen Auftrag längst entwachsen. Verständlicherweise sieht es sich auch nicht einfach nur in der Nachfolge des Nürnberger Sängermuseums. Vielmehr hat es



Außenansicht des Sängermuseums Feuchtwangen

sich zum gefragten Dokumentations- und Forschungszentrum entwickelt.

Die Vorstellung, das Zentrum in die Trägerschaft einer Stiftung zu geben, gewann im letzten Drittel des vorigen Jahrzehnts an Profil. Am 1. Januar 2000 konstituierte sich das Gremium, zu dem als Stifter der Deutsche Sängerbund, der Fränkischen Sängerbund, die Familie Kurz aus Feuchtwangen und der Förderverein des Museums zählen. Den Vorsitz des Stiftungsrates übernahm Staatsminister a. D. Dr. Heinz Eyrich, der Präsident des Deutschen Sängerbundes. Die Geschäftsführung liegt in den Händen von Frau Helma Kurz.

Einrichtungen der Stiftung sind jetzt ihr Archiv und das Sängermuseum.

Dem Stiftungsarchiv obliegt es, die Quellen durch eine wissenschaftlich fundierte Ordnung und Verzeichnung nutzbar zu machen. Ihm ist eine Präsenzbibliothek angegliedert, deren Buchbestand im wesentlichen Werke zur Musikwissenschaft und zur musikalischen Praxis umfasst.

Das Sängermuseum zeigt Sachzeugen und schriftliche Dokumente aus der Geschichte des Laienchorwesens in ihren Wechselwirkungen und ihrer kulturellen Bedeutung. Die Dauerausstellung gleicht einer faszinierenden Zeitreise durch die Historie des Chorgesangs. Temporäre Sonderausstellungen vertiefen und erweitern deren Inhalte.

Die Stiftung plant und verwirklicht alsdann Forschungsprojekte in interdisziplinären Themenbereichen.

Die Einsicht, dass der in Bibliotheken, Archiven und Museen verwahrte Fundus erst in seiner Verknüpfung neuartige Assoziationen, Erkenntnisse und Optionen bietet,⁶¹ rückt immer stärker in den Gesichtskreis der entsprechenden Fachdisziplinen. In Feuchtwangen ist sie von praktischem Belang. Folgerichtig integriert die Quellenschließung die Instrumentarien der unterschiedlichen Informationswissenschaften, ohne allerdings einem platten Eklektizismus zu huldigen. Ein modernes EDV-Programm hilft dabei auf sehr konstruktive Weise.

Zudem liegt eine Untersuchung zu Möglichkeiten des Multi-Media-Einsatzes im Dokumentations- und Forschungszentrum vor.

Ihre Ergebnisse eröffnen bemerkenswerte Perspektiven. Schon jetzt gibt die Stiftung mit einer aussagekräftigen Website Kunde von ihrem Wirken.

Die Feuchtwanger Bestände vermitteln einen repräsentativen Einblick in die Geschichte des Laienchorwesens im deutschsprachigen Raum. Ihre Erschließung befördert eine Erinnerungskultur, die für unsere pluralistische Gesellschaft einen wichtigen Aktivposten darstellt. In diesem Sinne verfügen wir über spezifische historische Quellen, die für die einschlägigen Wissenschaftsdisziplinen unverzichtbar sind. Überdies könnten jene Zeugnisse der Vergangenheit, richtig interpretiert, auch ein Stück Orientierungshilfe in der heutigen Kulturlandschaft sein und gleichso dazu beitragen, den Chorgesang als gesellschaftlichen Integrationsfaktor zu erkennen und zu pflegen.

Das Sängermuseum ist von März bis Oktober, jeweils mittwochs bis sonntags, von 10 bis 12 Uhr und von 14 bis 17 Uhr geöffnet. Das Archiv kann ganzjährig, montags bis freitags von 8 bis 17 Uhr, benutzt werden.

Anmerkungen:

- ¹⁾ Otto Elben, *Der volkstümliche deutsche Männergesang*, 1887, S. 1 ff.
- ²⁾ Vgl. Dietmar Klenke, *Der singende deutsche Mann. Gesangsvereine und deutsches Nationalbewußtsein von Napoleon bis Hitler*, 1998, S. 21 ff.
- ³⁾ Vgl. Günter Ziesemer, *Der Mann für komplizierte Fälle, geistreich, charmant und hartnäckig. Karl August Freiherr von Hardenberg, der Preußen fit für die Zukunft machte, in: Süddeutsche Zeitung*, Nr. 122, 2000, S. 11
- ⁴⁾ Friedhelm Brusniak, *Anfänge des Laienchorwesens in Bayerisch-Schwaben. Musik- und sozialgeschichtliche Studien*, Habilitationsschrift, 1997, S. 7
- ⁵⁾ Otto Dann, *Vereinsbildung in Deutschland in historischer Perspektive*, in: Heinrich Best (Hrsg.), *Vereine in Deutschland. Vom Geheimbund zur freien gesellschaftlichen Organisation*, Bonn 1993, S. 119–142, hier S. 1
- ⁶⁾ Klaus Dieter Lehmann, *Die Vorzüge der Virtualität. Das kurze Gedächtnis digitaler Medien und die kulturelle Überlieferung*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 240, 2000, S. 54

Die Wiege des englischen Tafelklavierbaus steht in Franken

Zur Bedeutung des Bamberger Instrumentenmachers Georg Ludwig Krämer

Die aktuelle Ausstellung „... meine angenehmste Unterhaltung“ – Musikinstrumente und Musikalien aus fränkischen Sammlungen im Mainfränkischen Museum Würzburg war Anlaß für den Autor, sich mit den Tasteninstrumenten dieses Museums zu befassen. Die Untersuchung zweier ausgestellter Tafelklaviere des Bamberger Orgel- und Instrumentenmachers Georg Ludwig Krämer (1730–1790) sowie die Erforschung der Biographie ihres Erbauers wirft ein neues Licht auf die Anfänge des englischen Tafelklavierbaus.

„Clavierbau“ im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts: Das „Fortepiano“

Bis 1760 war das Cembalo das Hauptinstrument für das repräsentative Musizieren, das Clavichord für die eher persönliche Beschäftigung mit der Musik. Als man in der Zeit des Rokoko und in der Zeit der „Empfindsamkeit“ die Musik des Barocks als zu schwülstig, zu streng und kontrapunktisch empfand, schlug die Stunde des „Fortepiano“. „Fortepianos“, d. h. Tasteninstrumente mit einer Mechanik, bei der Hämmerchen die Saiten zum Klingen bringen, erlauben eine differenzierte Lautstärkengestaltung durch den Anschlag. Diese dynamischen Möglichkeiten und der wärmere Klang des „Fortepiano“ waren dem Cembalo überlegen, um zarte, empfindsame Stimmungen auszudrücken. Dieses neue Instrument war besonders zum Begleiten empfindsamer Lieder geeignet, was auch der zunehmenden Begeisterung für die Poesie in deutscher Sprache entgegen kam.

Die eine Art des „Fortepianos“, der Hammerflügel, verbreitete sich in der Würzburger und Bamberger Region erst spät. Der früheste Nachweis ist 1783, und vor 1800 scheinen hier keine Hammerflügel gebaut worden zu sein.¹⁾ Die andere Art des „Fortepianos“, das Tafelklavier, verbreitete sich dagegen viel

früher, wie nachfolgend gezeigt wird, ab den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts.

Bis in die jüngste Vergangenheit wurde wegen fehlender oder nicht eindeutiger Nachweise für den Tafelklavierbau in den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts in Deutschland die berechtigte Frage gestellt, ob nicht die ersten Tafelklaviere von England auf den Kontinent kamen, und zwar nach 1766, als Johann Christoph Zumpe in London als erster begonnen hatte, diese Instrumente zu bauen.²⁾ Eine Anzeige in der „Wirzburgischen Sammlung derer vornehmsten Staats-Neuigkeiten“ vom 18. 3. 1768 beweist allerdings, daß Tafelklaviere im Jahr 1768 im Würzburger Raum bereits so bekannt waren, daß sie keiner weiteren Beschreibung oder eines Hinweises auf ihre Neuartigkeit bedurften: „Sachen, so zu verkaufen. Ein gutes Schlag-Instrument [= Tasteninstrument] mit 4. Zügen und Hämmerlein, in Form eines Tisches gemacht [= Tafelklavierform], ist um einen billigen Preis zu verkaufen.“³⁾ Der Erbauer dieses sehr frühen Tafelklaviers wird nicht genannt, aber der folgend näher dargestellte Instrumentenmacher kommt dafür in Betracht, der seit etlichen Jahren derartige Instrumente in unserer Region fertigte:

Der geniale Orgel- und Instrumentenmacher Georg Ludwig Krämer

Der bisher in seiner Originalität und Bedeutung häufig unterschätzte „Hochfürstlich, Bambergische Hof-Orgel und Instrumenten Baumeister“⁴⁾ Georg Ludwig Krämer wurde 1730 im Württembergischen Neuenhaus geboren und erlernte die Anfangsgründe des Orgelbaus bei Schlottmann in Friedewald oder Marburg. Seine Wanderschaft als Geselle führte ihn nach Ulm, dort sicher zu Georg Friedrich Schmahl (1700–1773), dann zu